

Simone Weil - Christus - die katholische Kirche

1. Biographisches

Simone Weil entstammt einer elsässisch-jüdischen Familie, die jedoch bereits bei ihrer Geburt sich im Agnostizismus vom jüdischen Glauben gelöst hat. Simone Weil hatte als Vater einen aus einer elsässischen Familie stammenden Arzt. Ihre Mutter stammte aus einer jüdischen Familie, die von Wien nach Rußland ausgewandert war. Die beiden hatten sich in den Niederlanden kennengelernt. 1909 wurde Simone in Paris geboren. Aufgrund ihrer ungewöhnlichen Intelligenz galt sie als Überflieger. Nach dem ersten Abschnitt des Bakalaureats studiert sie ab 1925 bei einem bemerkenswerten Philosophen, der unter dem Namen Alain lehrte, in Wirklichkeit aber Emile-Auguste Chartier hieß. Von ihm hat sie die Einsicht übernommen: „Macht ist Mißbrauch.“ Dazu den ebenfalls ethisch anmutenden Satz: „Was nicht menschenfreundlich ist, das ist falsch.“ Durchdrungen war sie auch stets von Platons Ansicht, daß philosophieren heißt, sterben zu lernen. Mit neunzehn Jahren kommt sie auf eine der bedeutendsten Bildungsinstitutionen Frankreichs, die „École normale superieur“. Dort findet sie sich bereits auf der politischen Linken und wird vom Direktor als „la vierge rouge“ bezeichnet. Im letzten Jahr an der École normale superieur beginnen ihre „ungeheuren“ Kopfschmerzen, die sie Tag und Nacht nicht loslassen.

Agnostisch erzogen, ist für sie die Gottesfrage unlösbar. Man sollte sie nicht stellen. „Von zwei Menschen, die ohne *Gottese Erfahrung* sind, ist der, welcher ihn leugnet, vielleicht Gott am nächsten“ (Schwerkraft und Gnade). Der Agnostizismus hindert jedoch nicht daran, daß Simone Weil später erkennt, daß sie ihr ganzes Leben lang von Gott geführt wurde. Das ist eine Sache des Tuns und nicht der Vernunft. „Das Höchste ist nicht, das Höchste verstehen, sondern es zu tun.“ Nach Abschluß ihres Studiums wirkt sie als Philosophieprofessorin an verschiedenen Lyzeen. Stets ist sie auf Seiten der Arbeiter und der Gewerkschaften zu finden. 1934/35 läßt sie sich für Arbeit in der Fabrik, zum Schluß am Fließband von Renault von der Schule beurlauben. 1936 geht sie nach Spanien, um auf Seiten der Roten zu kämpfen. Die Fließbandarbeit hat sie als Sklaverei empfunden. Sie bekommt das, was die von ihr verhaßten Römer praktizierten: Ihr wird das Mal einer Sklavin auf die Stirn gebrannt. Die „körperliche Arbeit“ hat Weil jedoch zeitlebens geschätzt. Noch der letzte Satz ihres letzten Buches „Einwurzelung“ befaßt sich damit. Weil sie „vollen Gehorsam“ verlangt, ist sie allen andern Tätigkeiten vorzuziehen und sollte in der Mitte eines Gemeinwesens stehen.

Ursprünglich versuchte Weil sich an das Denken von Karl Marx anzuschließen, entdeckt jedoch bald, daß dieses System katastrophale Fehler hat. Falsch ist an Marx seine gesamte Theorie, insbesondere die Erwartung eines Paradieses der Arbeiter und der Gedanke, die Herrschaft des Proletariats

werde sich wie von selbst durchsetzen. Richtig an ihm ist nur, daß er stets, lebenslang auf der Seite der Armen gestanden ist. Ihren radikalen Pazifismus verliert sie im März 1939, als die Deutschen in Prag einmarschieren. Diesen Einmarsch bewertet sie übrigens gleich mit der Besetzung Straßburgs durch Ludwig XIV. In beiden Fällen waren endgültige Grenzen durch Verträge kurz vorher festgelegt worden, und die Bewohner der beiden Städte mußten aus den Fenstern weinend zusehen, wie ihnen unrecht geschah. Nach der Eroberung von Paris durch die Deutschen flieht sie über Vichy und Toulouse nach Marseille und gelangt dort 1941 in Kontakt mit dem Prior der Dominikaner, Pater Perrin. Zu jener Zeit sind ihre Studienschwerpunkte die Bhagavad-Gita und der Zen-Buddhismus. Für eine Zeitschrift arbeitet sie an der Geschichte der Katharer, Waldenser und Albigenser, die im 13. Jahrhundert in Südfrankreich in, wie sie sagt, Okzitanien ausgerottet wurden. Für Weil war Okzitanien die große Chance, die einzige, die es gegeben hat, daß in Europa ein friedliches Gemeinwesen entstanden wäre. Allen Nationalstaaten gegenüber ist sie äußerst skeptisch. Sie bringen Unglück und führen notwendigerweise zum Krieg. Am 14. Mai 1942 wird sie nach Marokko eingeschifft, dort in einem Lager interniert und schließlich mit ihrer Familie weiter nach New York transportiert, wo sie am 6. Juli ankommt. Sie schreibt dort die „Cahiers de Amérique“, die auch unter dem Titel „La connaissance surnaturelle“ im Umlauf sind und demnächst als Band 4 der Cahiers = Aufzeichnungen in deutscher Sprache vorgelegt werden.

In Amerika angekommen, regt sich in Simone Weil alsbald das Bedürfnis, zu den „Forces de la France Libre“ nach London zu gelangen. Im November 1942 kommt sie in England an, wird interniert und nach einer Weile zur Tätigkeit bei den eben genannten gaullistischen Kräften entlassen. Ihre Vorschläge (Frontkrankenschwestern!) und ihre Absicht, über Frankreich abzuspringen und terroristische Akte zu verüben, werden von de Gaulle als Verrücktheit bezeichnet. Er stellt ihr die Aufgabe, Vorschläge für die Erneuerung Frankreichs nach dem Krieg zu erarbeiten (das Buch „Die Einwurzelung“). Sie hat Tbc und ernährt sich völlig unzureichend. Ihr Buch wird nicht vollendet. In ihrer letzten Lebenswoche findet sie sich in einem Sanatorium in Ashford, wo sie am 24.8.1943 verstirbt.

2. Die Religion von Simone Weil

Die religiöse Grundkonzeption von Simone Weil zeigt sich in drei Begriffen, die besonders häufig auftreten: *attention* (von Friedhelm Kemp übersetzt mit „Aufmerksamkeit“; vielleicht ist es besser, „Achtsamkeit“ zu sagen). Wer achtsam ist, zerstört eine Menge von Bösem in sich und nähert sich der Gottesliebe und der Anbetung; hinzu kommen *Gehorsam* und das entschiedene Ja zur *Wahrheit*.

Angesichts der harten „Notwendigkeit“, in der uns die Welt begegnet, ist vollkommener „Gehorsam“ gefordert. Schließlich gilt mehr als alles, was es

gibt, für Simone Weil die „Wahrheit“. Hätte sie zwischen Christus und der Wahrheit zu wählen, so würde sie die Wahrheit vorziehen, in der Gewißheit allerdings, auf diesem Weg alsbald in seine Arme zu fallen. Sie stellt fest: „Der Geist der Wahrheit ist heute in Religion und Wissenschaft, ja auf allen geistigen Gebieten kaum mehr anzutreffen.“ Als letztes bleibt den Menschen die Schönheit. S.W. ist als Platonikerin von der Identität von Wahrheit und Schönheit überzeugt. In den Cahiers 2 schreibt sie Anfang 1941: „Das Schöne ist der einzige Wertmaßstab im menschlichen Leben. Der einzige, den man auf alle Menschen anwenden kann, sonst bliebe nur noch das Wohlbefinden.“ Weil ist keine Ästhetizistin; das Schöne ist vielmehr für sie die Realpräsenz Gottes in der Welt. Am schönsten ist das durch Notwendigkeit Erzwungene, fast Leidvolle der Brechung der Brandung im Ozean, der Faltung der Gebirge. In der Musik empfindet sie es als das Schönste, wenn gregorianischer Choral gesungen wird. Sie glaubt, daß dessen Ausführung höhere Ansprüche stellt als selbst das Musizieren von Bach oder Mozart.

Die „Achtsamkeit“ hat für Simone Weil weltverändernde Kraft. Mit ihr ist es möglich, die Schale des Universums zu durchbrechen. Mit der äußersten Achtsamkeit geht das Ich verloren. Dem Unglücklichen, der achtsam bleibt und die Liebe nicht verliert, zeigt sich zum Schluß die wunderbare Perle des Schweigens Gottes. Von Gott innerhalb der Notwendigkeit des Unglücks dieser Welt meint Weil, er habe eine „abrogation“ (eine Amtsniederlegung) vorgenommen, als er diese Welt schuf und in die Freiheit entließ. Nun kann er sie nur noch als Bettler betreten und darauf warten, daß ihm einer ein Stück Brot schenkt.

Wie kommt eine Agnostikerin zu solchen Aussagen über Gott. Ihre religiöse Biographie wird sich uns alsbald in einem Brief an Pater Perrin darstellen. Vorher zitieren wir vielleicht noch, wie bei Weil die Weigerung, Gott zu erkennen, mit der Sicherheit, ihn zu lieben, zusammen existiert: „Ich bin ganz und gar (tout à fait) sicher, daß es einen Gott gibt, in dem Sinne, wie ich ganz und gar sicher bin, daß meine Liebe keine Illusion ist. Ich bin ganz und gar sicher, daß es keinen Gott gibt, in dem Sinn, wie ich ganz und gar sicher bin, daß nichts Reales dem gleicht (rassemble), was ich begrifflich erfassen kann (concevoir), wenn ich diesen (Gottes) Namen ausspreche, denn ich kann Gott nicht begreifen“ (Oeuvres, I, 19). Am besten sollte man die Gottesfrage als Frage des intellektuellen Erkennens gar nicht stellen.

Die Kugel des Universums ist wie die Schale für ein Kücken; sie ist mit dem Schnabel durchzupicken. Ist man draußen, so befindet man sich auch außerhalb des Raums in der uns bekannten Dimensionalität und außerhalb von Zeit.

„Der Raum ist bewegungslos... von einem dichten Schweigen erfüllt, das nicht Trostlosigkeit ist, sondern etwas positiv Empfundenes, positiver als ein Ton; das das heimliche Wort ist, das Wort der Liebe, die uns von allem Anfang in ihren Armen hält“ (Brief an J.B., 117). Wer sich anschickt, Simone Weil auf französisch zu lesen, begegnet einer außerordentlich einfachen Sprache. Bis

zum Schluß ihres Lebens hat sie auch eine einfache, fast kindliche Schrift. Das ist ein Ausdruck ihrer Demut. Das griechische Wort *hypomone* hat sie sehr geliebt; es ist ein schönes Wort.

Wir wenden uns nun der Frage zu, wie Simone Weil außerhalb der Kirche zu einer Christin geworden ist.

Die zahlreiche Lektüre von religiösen Schriften der Antike führt sie auch zu den Evangelien. Sie erkennt, daß der Geist dieser Evangelien sie schon immer erfüllt hat. Sie hat schon immer gelebt den „Geist der Armut“, der „Reinheit“, der „Nächstenliebe“, der „Liebe zum Kreuz“ und der „Verehrung des Kreuzes“. Da sie an das Evangelium glaubt, möchte sie gern auch der Kirche glauben. Aber derjenige, der sie führt, verbietet ihr die Taufe, durch die sie der Kirche beigetreten wäre, und ihr kritischer Verstand zeigt ihr: Die Kirche ist katholisch *de iure*, nicht *de facto*. So ist es auch mit Simone Weil. (*Gegen sie wird man wohl richtiger sagen müssen: S. W. war de facto katholisch, de iure war sie es nicht.*)

Was trennt sie von der katholischen Kirche? Die katholische Kirche müßte alle Wahrheit in sich aufnehmen, um katholisch zu sein. Sie hat aber in der schrecklichen Verfolgung von Häretikern, besonders der des 13. und des 14. Jahrhunderts, ihre Katholizität verraten. Auch ist sie nicht bereit, die Wahrheiten, die außerhalb der Kirche zu finden und die von großer Bedeutung sind, anzuerkennen und aufzunehmen, so die Wahrheit der Lehre des Hinduismus über Atman, den Gott, der sich tief im Innern findet und der identisch ist mit Brahman, dem Gott, der sich im Universum repräsentiert. Weils Denken ist insbesondere durch das Unglück, ihr Unglück bestimmt (Kopfschmerzen, das Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit und Schuld, die Akzeptanz ihres äußeren Aussehens, das sie durch besonders häßliche Kleidung noch abstoßender zu machen weiß). In der Kommunikation ist sie gelegentlich von unerträglicher Intransigenz. Im Unglück erlangt sie, was sie als Schönstes anstrebt: Mit Christus mitgekreuzigt zu sein als der gute Schächer, der durch diesen Tod erlöst wird.

Zwischen der gehorsamen Annahme der Notwendigkeit, die der Tyrannei ähnlich ist, und dem Durchhalten der Liebe, die den Gehorsamen zum „Sohn seines Herrn“ macht, liegt die Dialektik der Simone Weil. Aus der Sicht des Unglücks stellt sich die Situation des Menschen so dar, als ob ein Nagel auf das Innerste der Seele gesetzt und mit kräftigen Hammerschlägen durchgetrieben wäre. Von Gott her erscheint das Ganze als Liebe. Gottes Liebe kommt über die Unendlichkeit hinweg, „uns zu ergreifen“: „Es kommt der Tag, wo die Seele Gott gehört...“. Sie kann ihn nur mit einer „unerschaffenen Liebe lieben“. Nur Gott ist fähig, Gott zu lieben. In all das muß der Mensch einwilligen. Solche Einwilligung „das heißt, sich selbst verneinen. Nur dieser Einwilligung wegen sind wir erschaffen.“

Das Konzept einer Amtsniederlegung Gottes nach Erschaffung der Welt, die er nun wie ein Bettler betritt, entbindet Weil von der Konsequenz, die andere

Philosophen gezogen haben, wie z. B. Max Scheler oder Hans Jonas. Niemals hat sie Gott die Anerkennung verweigert (ohne an ihn im intellektuellen Sinn des Wortes zu glauben!). Das Rätsel der Welt löst sich für Weil nicht, indem auf die Qual des Kreuzes die Herrlichkeit der Auferstehung und der Herrschaft folgt. An solcher Herrschaft möchte sie nicht teilhaben.

In ihren amerikanischen Aufzeichnungen, die mit dem Titel „La connaissance surnaturelle“, Paris 1950, publiziert wurden, heißt es auf Seite 13: „elle est la joie qui plane (schwebt) au-dessus de la douleur et l'achève (beendet)...la douleur et la joie sont en équilibre parfait – befinden sich in einem vollkommenen Gleichgewicht.“

Eine ihrer letzten Schriften, der „Lettre à un religieux“, publiziert Paris 1951, beginnt „...Quand je lis le catechisme du concile de Trente, il ne semble n'avoir rien de commun avec la religion que y est exposée.“ „Wenn ich den Katechismus des Konzils von Trient lese, habe ich den Eindruck, er habe nichts gemein mit der Religion, die er entfaltet.“ Die Wahrheit findet Weil im Evangelium. Innerhalb der Evangelien sind die Leidensgeschichten das Eindruckvollste, das Wahrste und das Schönste. Ihnen hängt Weil ganz besonders an. – Die Evangelien, besonders das Kreuz, hätten niemals zu Dogmen gemacht werden dürfen, denn Dogmen grenzen aus; sie grenzen sich aus gegenüber der Wahrheit der anderen Religionen und stempeln andere zu Häretikern. Die katholische Kirche gebraucht die beiden furchtbaren Worte „anathema sit“ = „gebannt sei er“ oder „verflucht sei er“. Das ist der stärkste einzelne Grund, daß sich Simone Weil nicht taufen läßt. Pater Perrin fleht sie an, die Stunde der Gnade nicht verstreichen zu lassen; in den USA wird sie, unter anderem von Dietrich von Hildebrand, zuerst als Antisemitin, dann als Gnostikerin bezeichnet. Ihr Standpunkt wird von niemandem verstanden. Der Gott, an den Simone glaubt, der Christus, den sie liebt, ist nicht von ihr *erkannt* worden, aber er hat sich *gezeigt*; sie hat ihn *erfahren* und dies völlig unerwartet.

3. Brief IV an Pater Perrin¹

Dieser überlange Brief hat ähnliche Prinzipien und Fakten wie der Brief an einen Religiösen, den sie in den USA verfaßt hat. Im Brief an Pater Perrin ist aber alles erfüllt von Verstanden-werden-Wollen, von Zuneigung, ja von Liebe, und von der Absicht, das Äußerste auszusprechen. Wir befassen uns darum mit dem Brief an Pater Perrin, in dessen Mitte die Gründe genannt werden, die sie zu einem gläubigen Menschen gemacht haben. Nach ihrer Arbeit am Fließband bei Renault machen ihre Eltern mit ihr Urlaub in Portugal. Ohne sie weilt sie an einem Sonntagabend in einem kleinen Fischerdorf (Porvoa do Varzim) (Zeugnis, 92). Es ist Abend, der Vollmond scheint, offenbar wird das Patronatsfest gefeiert. Frauen machen eine Kerzenprozes-

¹ In der Übersetzung von Friedhelm Kemp „Zeugnis für das Gute“, Taschenbuchausgabe, Seite 87-104.

sion. Ihr Gesang ist „von einer herzerreißenden Traurigkeit“. Weil erkennt: Das Christentum ist eine Sklavenreligion. Sklaven hängen ihm an; „und ich unter ihnen“.

Die zweite für sie entscheidende Erfahrung macht sie auf einer Italienreise von 1937. Zwei Tage weilt sie in Assisi. In Santa Maria degli Angeli „in der kleinen romanischen Kapelle (Porziuncula)... diesem unvergleichlichen Wunder an Reinheit, wo der heilige Franziskus so oft gebetet hat, ... zwang mich etwas, das stärker war als ich selbst, mich zum erstenmal in meinem Leben niederzuknien (mettre à genoux; nicht mit Kemp zu übersetzen: auf die Knie zu werfen)“. Für die sensible Simone Weil geschieht in diesem Symbol zum erstenmal in ihrem Leben ein Akt der „Anbetung“. (Zeugnis, 92)

Im Jahre 1938 verbringt sie die Karwoche und das Osterfest in der Abtei von Solesmes (zwischen Paris und Le Mans). Bekanntlich wird in Solesmes ein besonders guter gregorianischer Choral gesungen. Weil hat „ungeheure Kopfschmerzen“. Sie zwingt sich zur „Achtsamkeit“; da gelingt es ihr „in der unerhörten Schönheit der Worte und Gesänge eine reine und vollkommene Freude zu finden“ (92). Weil macht die Erfahrung, daß es möglich ist, „die göttliche Liebe durch das Unglück hindurch zu lieben“.

In Solesmes begegnet sie einem jungen Engländer, der sie auf die metaphysischen Dichter der englischen Sprache im 17. Jahrhundert verweist. Bei der Durchsicht solcher Gedichte begegnet sie dem Gedicht „Love“ von George Herbert. „Ich habe es auswendig gelernt. Oft, wenn meine heftigen Anfälle von Kopfschmerzen auf ihrem Höhepunkt waren, habe ich mich geübt, es herzusagen, indem ich meine ganze Aufmerksamkeit darauf versammelte und von ganzer Seele der Zärtlichkeit zustimmte, die es in sich schließt. Ich glaubte, nur ein schönes Gedicht zu sprechen, aber dieses Sprechen hatte, ohne daß ich es wußte, die Kraft eines Gebetes. Einmal, während ich es sprach, ist, wie ich ihnen schon geschrieben habe, Christus selbst herniedergestiegen und hat mich ergriffen.“

Der französische Text in der Übersetzung von Weil findet sich in „Attente de Dieu“, Paris 1950 (als Taschenbuch nach wie vor beziehbar, eventuell über den Dokumente Verlag, Offenburg). Den englischen Text und eine eigene Übersetzung hat Friedhelm Kemp in „Zeugnis für das Gute“, 234 f. nebeneinander gestellt. An dieser Stelle sei es gestattet, eine eigene Übersetzung abzudrucken, die dem Rhythmus des Originals treu zu bleiben sucht.

Liebe

Die Liebe grüßt' mich, doch mein Herz wich weg,
voll Schuld' und Sünd' und Schmutz.
Doch flinke Liebe, die mein Zögern sah,
als ich am Eingang stand,
trat näher, stellte zart die Frage,
ob irgend etwas fehlt'.

Ein Gast, erwidert' ich, der wert ist, hier zu sein.

Sie sprach: Du sollst es sein.

Bin ich nicht lieblos, undankbar? Geliebter, ach,
wie könnt ich dich anschaun!

Die Hand nahm Liebe, lächelnd wandt' sie ein:

Wer schuf das Aug' als ich?

Wahr, Herr! Doch ich verdarb es; meine Schmach
sei, wo sie hingehört.

Weißt du denn nicht, sprach Liebe, wer die Schande trug?

Laß dienen, Liebster, dir.

Du setz' dich hin, sprach Liebe, kost' mein Mahl!

So setzt' ich mich und aß.

„... and so I sit and eat!“ – das spricht sie immer wieder und hat auf diese Weise das „Wiederkäuen“ der Wüstenväter für sich selbst entdeckt. Von diesem Sprechen sagt sie, es habe die „Kraft eines Gebets“. Die nicht für möglich gehaltene Erfahrung gegen die „Überlegungen über die Unlösbarkeit des Gottesproblems“ tritt ein. „Einmal, während ich es sprach (das Gedicht), ist, wie ich ihnen schon geschrieben habe, Christus selbst herniedergestiegen und hat mich ergriffen.“ Eine solche „wirkliche Berührung, von Person zu Person, hienieden, zwischen dem menschlichen Wesen und Gott, hatte Weil nicht vorausgesehen. Sie hatte dergleichen gelesen, aber es nie geglaubt. Jetzt ist sie dankbar dafür, daß sie „nie irgendwelche Mystiker gelesen“ hat, „weil ich niemals etwas gespürt hatte, das mir sie zu lesen befahl.“ Auch in ihrer Lektüre übt Weil nämlich den Gehorsam und liest nichts, das ihr zu lesen nicht geboten wird, und wenn sie liest „in dem Augenblick, wo mich hungert, ... dann lese ich nicht, ich esse.“ Hätte sie vorher mystische Autoren gelesen, so wäre der Verdacht geblieben, sie habe sich da etwas auf Grund solcher Lektüre erdichtet. Die Christuserfahrung, die sie macht, ist keineswegs ekstatisch oder visionär, sondern fast normal: Es war, wie wenn man von einem liebenden Angesicht angeblickt wird. Diese schlichte Erfahrung hat sie tief geprägt. Sie findet bald danach ihre Fortsetzung.

Dennoch empfindet sie ihre Rezitationsübung nicht als Gebet. „Während dieses ganzen geistlichen Fortschreitens (dem Studium Platons, der Lektüre der Bhagavad-Gita) habe ich niemals gebetet. Ich fürchtete die Macht der Suggestion des Gebetes, deretwegen Pascal es empfiehlt. Die Methode Pascals scheint mir eine der allerschlechtesten, um zum Glauben zu gelangen.“ Pater Perrin bewegt sie weder zur Taufe, noch zum Beten. „Bis zum vergangenen September (1941) war es mir in meinem ganzen Leben niemals geschehen, daß ich auch nur ein einziges Mal gebetet hätte, zumindest nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes. Niemals hatte ich mich laut oder in Gedanken oder mit Worten an Gott gewandt. Niemals hatte ich ein liturgisches Gebet gesprochen.“

Der Aufenthalt im Sommer 1941 bei Gustave Thibon, auf dessen Gut in den Weinbergen (wohl der Provence) führt zu einer neuen wichtigen Erfahrung. Sie liest mit ihm griechische Texte, unter anderem das Vaterunser in der Fassung des Matthäus. Beide versprechen einander, dieses Gebet auswendig zu lernen. Einige Wochen später tut sie das.

„Da hat die unendliche Süßigkeit dieses griechischen Textes mich derart ergriffen, daß ich einige Tage lang nicht umhin konnte, ihn mir unaufhörlich zu wiederholen. Eine Woche später begann ich mit der Weinlese. Ich sprach das Vaterunser auf griechisch jeden Tag vor der Arbeit. Und im Weinberg habe ich es dann noch oftmals wiederholt.

Seitdem habe ich mir als einzige Übung die Verpflichtung auferlegt, es jeden Morgen ein Mal mit unbedingter Aufmerksamkeit zu sprechen. Wenn meine Aufmerksamkeit unter dem Sprechen abirrt oder einschläft, und sei es auch nur im allergeringsten Grade, so fange ich wieder von vorne an, bis ich ein Mal eine völlig reine Aufmerksamkeit erreicht habe. Dann kommt es wohl mitunter vor, daß ich es aus reinem Vergnügen noch ein Mal von vorne aufsaße, aber nur, wenn das Verlangen mich treibt.

Die Kraft dieser Übung ist außerordentlich und überrascht mich jedesmal, denn obgleich ich sie jeden Tag erfahre, übertrifft sie jedes Mal meine Erwartung.

Mitunter reißen schon die ersten Worte meinen Geist aus meinem Leibe und versetzen ihn an einen Ort außerhalb des Raumes, wo es weder eine Perspektive, noch einen Blickpunkt gibt. Der Raum tut sich auf. Die Unendlichkeit des gewöhnlichen Raumes unserer Wahrnehmung weicht einer Unendlichkeit zweiten oder manchmal auch dritten Grades. Gleichzeitig erfüllt diese Unendlichkeit der Unendlichkeit sich allenthalben mit Schweigen, mit einem Schweigen, das nicht die Abwesenheit des Klanges ist, sondern das der Gegenstand einer positiven Empfindung ist, sehr viel positiver als die eines Klanges. Die Geräusche, wenn deren da sind, erreichen mich erst, nachdem sie durch dieses Schweigen hindurchgegangen sind.

Mitunter auch ist während dieses Sprechens oder zu anderen Augenblicken Christus in Person anwesend, jedoch mit einer unendlich viel wirklicheren, durchdringenderen, klareren und liebevolleren Gegenwart als wie das erste Mal, da er mich ergriffen hat.“

Simone Weil läßt Pater Perrin wissen, daß sie es niemals über sich gebracht hätte, ihm dies alles mitzuteilen, wenn nicht ihre Abreise bevorstünde und sie an eine Rückkehr nicht glauben kann.

Wenn man unter Mystik die reale Erfahrung Gottes versteht, das Sich-Zeigen Gottes, die Einheit oder das Einswerden mit ihm, so ist dieser Text als im hohen Maße mystisch zu bezeichnen.

Ein weiteres Element von Mystik findet sich bei Weil ebenfalls: die Demut: „Wenn man in Gott die Möglichkeit eines Irrtums annehmen könnte, so würde ich denken, dies alles sei mir versehentlich zugefallen. Vielleicht aber gefällt

es Gott, die Abfälle, die mißratenen Stücke, die Ausschußware zu benützen“ (96).

Fast dieselbe Aussage hat Simone Weil kurz vor ihrem Tod einer anwesenden Freundin gemacht: Gott gefällt es manchmal, mißratene Stücke zu schaffen. Ich bin ein solches mißratenes Stück. Aber jetzt kehre ich zurück zu Gott und werde wieder in ihn eingefügt.

Das Schweigen, die vollkommene Achtsamkeit, hat Simone Weil schon lange geübt. Nur wußte sie nicht, daß gerade solches Schweigen Gebet im vollkommenen Sinn des Wortes ist. Jetzt weiß sie, daß sie Christus anreden kann und Gott Vater nennen darf. In den „Notes écrites à Londres“ (333) sagt sie: „Der Name 'Vater im Himmel' gewährt uns allein, daß wir in den Himmeln, von denen wir nichts wissen, einen Vater haben.“ Das Gebet des Vaterunsers intensiviert und erneuert ihre Christuserfahrung.

4. Keine Kirchenzugehörigkeit

Als ersten Grund dafür, daß Weil der Kirche nicht beigetreten ist und sich nicht hat taufen lassen (es wird überliefert, daß sie kurz vor ihrem Tod von einer französischen Freundin getauft worden sei), steht an erster Stelle der Hinweis auf Gottes Führung: Ich habe „niemals auch nur eine Sekunde lang das Gefühl gehabt, daß Gott mich in der Kirche will“ (Zeugnis, 98).

Vernunftgründe treten nachträglich hinzu:

- die vorexilische, alttestamentliche Brutalität hält sie für eine der schlimmsten, die sich in der Welt je zugetragen habe; ebenso abstoßend findet sie die römische Herrschaft (als Beispiele werden aufgeführt: die Zerstörung von Karthago, die Vernichtung von Bourges). Der römische Gott ist ein Gott, der die Welt wie ein riesiger Gutsbesitzer beherrscht: alle Arbeitenden sind seine Sklaven; leider hat das Christentum nach dem Toleranzedikt diese römische Gottesvorstellung alsbald übernommen;
- die Dogmatisierung hat das Christentum verfälscht; durch sie sind Inkarnationen und Wahrheiten ausgegrenzt worden, die es vor Christus und um das Christentum herum gibt (z.B. die Veden, die Bhagavad-Gita, das Tao, das Zen, die Religion Ägyptens, der Inkas, der Indianer);
- das „anathema sit“ und seine totalitaristischen Konsequenzen: bereits die Zerstörung Okzitaniens, noch mehr die Kriege des 20. Jahrhunderts (speziell der Bolschewismus und der Faschismus) haben seine grauenhafte Furchtbarkeit gezeigt; in scharfer, teilweise aggressiver Form hat sie solche Argumente Ende 1942 in dem bereits erwähnten „Lettre à un religieux“ niedergeschrieben. Friedhelm Kemps Übersetzung „Entscheidung zur Distanz. Fragen an die Kirche“ ist beim Kösel-Verlag noch lieferbar. Die dort vorgetragenen Argumente sollen hier nicht im einzelnen vorgelegt werden, weil dies zu viel Raum beanspruchen würde.

1942 postuliert sie: „Die Kirche sollte offen aussprechen, daß sie sich geändert hat“, daß sie „die römische Vorstellung der Knechtung des Geistes“ aufgegeben hat. – Christus ist nicht die Orthodoxie; er ist *die Wahrheit!*„

In „La connaissance surnaturelle“ (Paris 1950) macht Simone Weil letztverbindliche Aussagen über ihr Verhältnis zur Kirche. Zunächst spricht sie (221f.) über den Kult im Tempel und die Verborgenheit der Anbetung, die sie für unerläßlich hält. Wiederholt zitiert sie das Wort Jesu „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Sie macht, gewiß exegetisch unzulässig, aber aus ihrer Ablehnung der Kollektive und der Gefährdung durch Kollektive hervorgegangen, den Zusatz, also nicht zweihundert oder dreihundert, auch nicht zwanzig oder dreißig. Vom Tempel sagt sie: „Als sie das Monopol des Tempels errichteten, wollten die hebräischen Priester aus der Religion eine reine gesellschaftliche Angelegenheit machen. Israel handelt mit Gott und nicht dieser und dieser Israelit.

Deshalb hat allein das Exil, welches das Volk gänzlich zerstörte, ihnen gewährt, Gott zu finden, den Gott der einsamen Seele, den Vater, der im Verborgenen gegenwärtig ist.“

„...es ist gut, daß Israel in die Sklaverei geriet, selbst in die Roms.

Deshalb hat Christus ja die Steuer bezahlt...

Es ist gut, daß der Tempel zerstört worden ist.“

Genauso herb wie ihre Kritik an Israel ist die Kritik an einer machtausübenden Kirche. Die Kirche zeigt ihre Machtausübung vor allem darin, daß sie die Austeilung von Sakramenten an Bedingungen knüpft, durch die mancher, der sie empfangen möchte, diskriminiert wird. Eine solche Auswahl durch die Kirche, bei der die Kirche ein Machtwort sprechen darf, anerkennt sie nur für die Priesterweihe. Ansonsten gilt:

„Die Kirche müht sich, das Paradies zu einem Mittel der Erpressung zu machen und jeden zu verurteilen, der sie nicht für unfehlbar hält. Sie wird sich nicht heiligen, außer sie legt die Macht nieder, mit der sie die Sakramente verweigert!

Auch die Absolution ist jedem zu gewähren, der um sie nachsucht... Alles gewähren, was verlangt wird. Gerade diese Leichtigkeit wäre das geeignetste Mittel, die Seelen zu einer heiligen Scheu zurückkehren zu lassen.

Keine geistliche Gewalt ausüben, außer es werde um geistliche Führung nachgesucht; dann soll sie allerdings streng ausgeübt werden. Den Leuten Mut machen, um Führung nachzusuchen. Aber, daß es dann niemals auch nur das geringste Element von gesellschaftlichem Zwang gäbe! Daß jedem Gehorsam frei zugestimmt werde! Christus hat den Seinen ausdrücklich verboten, nach Herrschaft und Macht zu streben. Seine Gemeinde, die Kirche, darf deshalb nicht zu einer Gesellschaft, einer Institution, werden. Ist man allein, im verschlossenen Zimmer, dann wird man vom Vater erhört, der im Verborgenen wohnt. Wenn zwei oder drei im Namen Christi versammelt sind, ist er da. Offensichtlich sollen es nicht mehr als drei sein.“ (265)

Bei dem von mir Übersetzten handelt es sich um Gedanken, die nicht bis zur vollständigen Reife ausformuliert worden sind. Dennoch wird man sich der Bedeutung des Ausgesagten für uns (und für unsere Schüler!), dem Anspruch, der hier an uns gestellt wird, kaum entziehen können.

Am Ende des Gedankenganges kehrt sie noch einmal dorthin zurück, daß die Kirche die Kommunion nicht jedem spendet, der danach begehrt: „Knüpft man die Austeilung der Kommunion an Bedingungen, dann treibt man den Schrecken und die Majestät aus, die dieses Geheimnis umgeben sollen. Moses richtete die eherne Schlange auf; jeder, der gebissen worden war, konnte zu ihr aufblicken (und wurde geheilt). Aus Mangel an Glauben hat man die Sakramente mit Bedingungen umzäunt. – Das muß sich ändern, soll nicht das Christentum zu Grunde gehen. Auf jeden Fall braucht es eine neue Religion. Entweder ein Christentum, das sich so sehr verändert hat, daß es anders geworden ist; oder eine andere Sache“ (266). Das alles klingt kämpferisch, ja fast politisch. Dennoch war Simone Weil ein Mensch der Sehnsucht und der Stille. Als Belege dafür zitieren wir abschließend zwei Texte: Unter dem Titel Prolog notiert sie (*Cahiers – Aufzeichnungen*, I, München 1991, 53f.): „Er trat in mein Zimmer und sagte: 'Elende, die du nichts verstehst, nichts weißt. Komme mit mir, und ich werde dich Dinge lehren, von denen du dir keinen Begriff machst.' Ich folgte ihm.

Er geleitete mich in eine Kirche. Sie war neu und häßlich. Er geleitete mich vor den Altar und sagte zu mir: 'Knie nieder.' Ich sagte zu ihm: 'Ich bin nicht getauft.' Er sagte zu mir: 'Sinke in Liebe vor diesem Ort auf die Knie, als vor dem Orte, an dem die Wahrheit lebt.' Ich gehorchte.

Er brachte mich hinaus und führte mich hinauf zu einer Mansarde, von der aus man durch das geöffnete Fenster die ganze Stadt sah, einige Holzgerüste, den Fluß, auf dem Schiffe entladen wurden. In der Mansarde standen nur ein Tisch und zwei Stühle. Er hieß mich Platz nehmen.

Wir waren allein. Er sprach. Zuweilen kam jemand herein, mischte sich ins Gespräch, ging wieder.

Es war nicht mehr Winter. Es war noch nicht Frühling. Die Äste der Bäume waren kahl, ohne Knospen, in kalter und sonniger Luft.

Das Licht wurde stärker, erstrahlte, wurde schwächer, dann schienen der Mond und die Sterne durchs Fenster. Dann brach von neuem der Morgen an. Manchmal schwieg er, nahm ein Brot aus einem Schrank, und wir teilten es. Dieses Brot schmeckte wirklich wie Brot. Ich habe diesen Geschmack nie wiedergefunden.

Er gab mir und gab sich selber Wein, der den Geschmack der Sonne hatte und der Erde, auf der diese Stadt errichtet war.

Manchmal legten wir uns auf den Boden der Mansarde, und die Süße des Schlafes senkte sich auf mich. Dann erwachte ich, und ich trank das Licht der Sonne.

Er hatte mir eine Lehre versprochen, aber er lehrte mich nichts. Wir sprachen über alles mögliche, kamen vom Hundertsten ins Tausendste, wie alte Freunde.

Eines Tages sagte er zu mir: 'Jetzt geh.' Ich fiel auf die Knie, ich umfaßte seine Beine, ich flehte ihn an, mich nicht wegzujagen. Doch er stieß mich auf die Treppe. Ich stieg sie hinab und wußte von nichts mehr, das Herz wie in Stücke gerissen. Ich ging durch die Straßen. Dann fiel mir ein, daß ich gar nicht wußte, wo dieses Haus war.

Ich habe nie versucht, es wiederzufinden. Ich begriff, es war nur ein Irrtum, daß er mich geholt hatte. Mein Platz ist nicht in dieser Mansarde. Er ist irgendwo, in einem Kerkerloch, in einem dieser bürgerlichen Wohnzimmer voller Nippes und rotem Plüsch, im Wartesaal eines Bahnhofs, irgendwo, aber nicht in dieser Mansarde.

Manchmal kann ich nicht anders, als mir, mit Furcht und Schuldgefühlen, etwas von dem zu wiederholen, was er mir gesagt hat. Wie kann ich wissen, ob ich mich genau erinnere? Er ist nicht da, es mir zu sagen.

Ich weiß wohl, daß er mich nicht liebt. Wie könnte er mich auch lieben? Und doch, in meinem Innersten ist etwas, ein Punkt meines Ich, das, zitternd vor Angst, nicht aufhören kann zu denken, daß er mich vielleicht, trotz allem, liebt.“

Aus diesem Text läßt sich entnehmen, welch tiefe Sehnsucht Simone Weil danach hatte, der Kirche angehören zu dürfen. Daß dies nicht der Fall war, hat sie ausführlich begründet. Letzlich aber macht sie ihr eigenes Versagen dafür verantwortlich. Sie war dessen nicht würdig!

Im vorletzten Brief an ihre Eltern (18. Juli 1943; veröffentlicht in „Écrits de Londres et dernières lettres, Paris 1957) widerspricht sie der Mutter, die meint, ihre Tochter habe etwas zu geben. Sie fährt fort:

„Mais j'ai moi aussi une espèce de certitude intérieure croissante qu'il se trouve en moi un dépôt d'or pur qui est à transmettre. Seulement l'expérience et l'observation de mes contemporains me persuade de plus en plus qu'il n'y a personne pour le recevoir.

C'est un bloc massif. Ce qui s'y ajoute fait bloc avec le reste. A mesure que le bloc croît, il devient plus compact. Je ne peux pas le distribuer par petits morceaux.

Pour le recevoir, il faudrait un effort. Et un effort, c'est tellement fatigant...! Quant à la postérité, d'ici qu'il y ait une génération avec muscle et pensée, les imprimés et manuscrits de notre époque auront sans doute matériellement disparu.

Cela ne me fait aucune peine. La mine d'or est inépuisable.“

Zu diesem Text gebe ich eine Roh-Übersetzung: „Aber auch ich habe ein Maß an innerer Sicherheit, das wächst, daß sich in mir ein Depot aus reinem Gold findet, das weiterzugeben ist. Allein die Erfahrung und die Beobachtung meiner Zeitgenossen überzeugt mich mehr und mehr davon, daß es niemanden gibt, der es in Empfang nehmen wird. Es ist ein massiver Block. Das, was

sich anfügt, verbindet sich mit dem Block, der schon vorhanden ist. In dem Maße wie der Block wächst, wird er immer kompakter. Ich kann ihn nicht in kleinen Stücken austeilen. Um ihn zu empfangen bedarf es einer Anstrengung. Und eine Anstrengung, das ist so ermüdend!...

Was die Nachwelt angeht, wenn es eine Generation mit Muskeln und (wahrem) Denken wäre, dann werden ohne Zweifel die Drucke und Manuskripte unserer Epoche rein materiell verschwunden sein.

Das bereitet mir nicht den geringsten Schmerz. Die Goldmine ist unausschöpfbar.“

Von anderen Stellen ihres Werks wissen wir, daß reines Gold nur dadurch entsteht, daß Gott das unreine Gold des Menschen reinigt. Dies geschieht im Schweigen, in der Kontemplation, im Gehorsam vollständiger Hingabe. Die Christen, selbst die glühendsten unter ihnen, so heißt es im gleichen Brief, wenden wenig Anstrengung auf, um mit Achtsamkeit zu beten oder das Evangelium zu lesen.

Verliert man durch vollständige Aufmerksamkeit sein „Ich“, so wird man zu Glas, durch das die göttlichen Lichtstrahlen ungehindert durchdringen. Davon war Simone Weil erfüllt.

In den „*Écrits de Londres*“ (228 f.) heißt es: „Man muß über ewige Dinge schreiben, um mit Sicherheit aktuell zu sein.“ Die Aktualität ewiger Dinge erreichte Simone Weil über die schweigende Achtsamkeit. Das, worüber hier nicht mehr geschrieben werden kann, ist der zweite Aspekt ihres Wegs: das Leiden. Weil hat Unendliches gelitten. Dabei ist es ihr zur Gewißheit geworden, daß die Ohnmacht des Gekreuzigten die Ohnmacht Gottes ist. Dieser ohnmächtige Gott ist zugleich derjenige, dessen Liebe die größte Macht ist, die das Universum umfängt. Dies in einem Aufsatz von begrenztem Umfang noch aufzuzeigen, ist nicht möglich. Ein Hinweis darauf muß dennoch gegeben werden, denn ihr Tod, der ja im wesentlichen wohl eine Folge von Verhungern ist, wird nur dadurch verständlich, daß man um ihre Einheit mit dem Gekreuzigten weiß. Das Interpretament für die Vollzüge, die ihr Leben geprägt und letztlich zu einem so frühen Tod geführt haben, ist nicht Masochismus, sondern eine ungeheure Liebe zur Wahrheit, die sie in der Zeit, in der sie gelebt hat, und unter den persönlichen Umständen ihres Lebens dazu zwang, das Leben als gehorsame Hinnahme von Unglück zu verstehen. Diese Hinnahme allerdings führt zurück zu dem, von dem man, unvollkommen wie man ist, ausgegangen ist.

Literatur (Editionen):

Oeuvres complètes, Vol 1 – 4, Paris 1988ff.

Cahiers de Amérique, auch unter dem Titel: *La connaissance surnaturelle*, Paris 1950; dt.: als Band IV der *Cahiers – Aufzeichnungen*.

Cahiers – Aufzeichnungen, I – IV, München 1991ff

- Lettre à un religieux, Paris 1951; dt. „Entscheidung zur Distanz“, in der
 Übersetzung von Friedhelm Kemp, München 1988
- Attente de Dieu, Paris 1950
- Écrits de Londres et dernières lettres, Paris 1957
- Schwerkraft und Gnade, übersetzt von Fr. Kemp, München 1952
- Die Einwurzelung, übersetzt von Fr. Kemp, München 1956
- Zeugnis für das Gute, Übersetzung von Friedhelm Kemp, (dtv) 1990
- Brief an J.B., in: Zeugnis für das Gute, 116-123
- Besonders empfehlenswert: Angelica Krogmann, Simone Weil, rororo bild-
 monographien, Reinbeck bei Hamburg 1970 (noch lieferbar)